Der Hochg'sehdne.

Skizze von Klara Pölt-Nordheim.

„Heda, Jörg! Wie weit no heut?" fragte ein vor der Haustür stehender Bauer den mit einem Pack Papiere unter dem Arm rüstig ausschreitenden Gemeindediener. Der Angeredete blieb stehen und deutete mit dem Kopf nach oben, wo mitten im Grünen ein stattliches Bauernhaus stand.

„Ah, wohl zum Hueber auffi — gedenkt hab i mir's, daß der wieder hängt mit der Steuer. — Es ist ein Elend mit dem Menschen, mitten unter Zeug und Sachen wird er no dersticken müssen. Daß er nie g'scheiter wird und sich nichts sagen laßt! — Uebrigens, heut kommst nöt zurecht, heut hat er Leut oben."

„Wohl wieder amal!"

„Ja, vor einer halben Stund ist a Kutsch'n auffi mit drei Herrische drin."

„Wenn sell ist, laß i mir derweil (Zeit)" sagte der Jörg, der Steuereintreiber, „und geh zu dir eini."

„Schad ist um den Hueber", begann dann wieder der Bauer, „dreißig Jahr lang bin i jetzt sein Nachbar — all's was wahr ist, er ist sonst kein ungueter Mensch — wenn er grad nöt sov'l an teigelischen Stolz hätt."

„Er hat'n nöt g'stohlen", lachte der andere, „das Hochg'sehdne steckt in der Gattung."

„Das kannst recht haben. Mei Nähndl, Gott hab ihn selig, hat's oft g'sagt, dem Hueber sein Vater ist a litiger (zäher) g'wesen, der hat vor lauter Stolz noch als Achziger nichts ang'legt als a Hos und a Hemd, weil a Hueber nie zu kalt hat."

„Und der ganz Alte", erzählte der Jörg, „soll sov'l stark g'wesen sein, daß er lachend mit einem Salzsack aufn Buggl übers Joch gegangen ist."

„Aber die nettesten Stücklein hat decht der Veit selber g'macht, der Jetzige; weißt no, wie sie ihn assentiert haben, haben sie ihn müssen anbinden, weil er nöt hat parieren wollen."

„Und amal ist er in der Stadt draußen vor lauter Uebermut mitten durch die Obstgrampen geritten. Kannst dir denken, wie die Weiberleut aufbegehrt haben, wie all ihre Körb voll Obst und Eier sein auf'n Boden g'legen. — Aber er hat sich nichts draus g'macht, hat sein' Bart g'strichen und hat g'sagt: i bin der Hueber, ös roatet die Sache und i zahl sie."

„Und ein andersmal", wußte nun der Jörg zu erzählen, „hat er um vier Kreuzer a Packtl Tabak gekauft und an Packträger ang'stellt, daß er 'n ihm schneiden soll."

„Dös ist no leicht", sagte der Bauer, „aber amal ist ihm in der ganzen Boznerstadt der Wein zu lötz g'wesen, und da hat er an Packträger um a Viertele zum Halbwegwirt eini g'schickt."

„Der wird nöt billig kommen sein."

„Der Wein hat lei zehn Kreuzer gekostet, aber der zwei Stunden weite Weg drei Kronen."

„Sölle Dummheiten hat er aber lei g'macht, wie er no jung g'wesen ist. später sein ihm die Schnax wohl vergangen", fuhr der Bauer fort, „da hat man alleweil mehr g'sagt, der Hueber ist a truckner, oder man kennt sich bei ihm nöt aus, wie ihm inwendig ist. Weißt no, zelm, wie ihm vom Rauschbrand zwanzig Stück Vieh zu Grund gangen sein, hat er sich koa Keidele (kein bißchen) nöt ankennen lassen. — Und wie ihm Haus und Stadl niedergebrannt ist, hat er lei a bißl die Achselen g'schupft und wieder neu aufgebaut.

Aber 's Aergste hat er g'leistet, wie ihm wegen der schiachen Halskrankheit in einer Woche alle vier Kinder g'storben sein. Stolz und aufrecht ist er hinter die Särg hergangen und wie sie 's Letzte haben begraben g'habt, ist er hoam ganger und hat den ganzen Tag den Pflug g'führt, wie wenn nix g'wesen wär. Bist du aso a Mensch, hab i zu ihm g'sagt. Da hat er mi grad a so groß ang'schaut: „Soll der Grund und Boden deswegen leiden, ha? und ändert's vielleicht eppes an der Sach, wenn i die Händ in Schoß leg und heul?" — — Ja 's Stölzl, 's Stölzl! — Packen täts den lei, wenn er von Haus und Hof geh'n müßt." —

Und während die zwei so von ihm redeten, war der Hueber oben um das Wohl seiner Gäste bekümmert.

„Trag ihnen brav auffi, den Hungerleidern", sagte er unten im Speckkeller zu der Häuserin. „Leut haben sie's amal und sie sollen ihnen grad g'nug essen, der Hueberhof derleidets schon."

„Ja, a sölle Speckl derwischen sie nöt alleweil", schmunzelte, den aufgeschnittenen Speck auf einen Teller legend, die Urschel.

„Und du, rühr nöt zu lang," wendete er sich dann an das Moidele, die Hausmagd, welche Schlagsahne schlug. „Weißt schon, unser Rahm ist viel zu fett, er wird glei dick."

„Sell weiß i aa", lachte das Mädchen, „nöt amal die Katz dertretet ihn ein, wenn sie ins Milchschüssele springt."

Und zuletzt machts an gueten Kaffee!" gebot der Bauer, der noch schnell etliche Flaschen Wein unter den Arm nahm und zu seinen Gästen in die Stube hinaufging.

Der Arzt und ein Beamter vom nahen Städtchen hatten mit noch einem Herrn eine Landpartie gemacht und waren, um dem plötzlichen Gußregen auszuweichen, beim Hueber zugekehrt. Und dieser hatte die größte Freude, denn Gastfreundschaft üben war für ihn ein Hochgenuß.

„Ja, wen habt's denn heut bei enk?" sagte er, auf den Dritten deutend, „den hab i no nie g'sehn."

„Das ist der Herr von Trimbach. ein Studienkollege", sagte der Arzt.

„So so", erwiderte der Bauer. „ist das weit weg von da, das Trimbach?"

„Ich bin ein Wiener", antwortete der Fremde, „Trimbach ist nur mein Name."

„Ah so, i hab g'meint, das Gut heißt so, von dem du der Herr bist."

„Mein lieber Hueber", lachte, sich selbst ironisierend, der junge Mann, „ich bin nicht so glücklich, ein so schönes Gut zu haben wie du, ich habe gar nichts als einen Sack voll schöner Titel".

„Auf die pfeif i, wenn du nöt schaffen darfst über alle die Oerter, von denen du der Herr bist."

„Aber auf einen kannst du ganz sicher stolz sein", sagte der Arzt zu seinem Freunde, „auf den selbsterworbenen, den Doktor."

„Bin ich auch", erwiderte der junge Mann.

„Wirklichen Stolz kann man in der Tat nur mit solchen Dingen haben, die man der eigenen Kraft und Geschicklichkeit verdankt", mischte nun der dritte sich ein.

„Dös ist grad wie mans nimmt!" sagte der Bauer.

„W'rum denn nöt stolz sein auf a Sach, die man geerbt hat, ha? — Wer so a schönes Heimatle hat wie i, a Haus, in dem a ganze Reihe von Vorfahren geboren sein und g'storben, Grund und Boden, seit Menschengedenken von die eigenen bearbeitet, auf das ist man stolz!"

„Deswegen braucht man sich nichts einzubilden, erben kann jeder!" riefen die jungen Männer.

„I bleib amal dabei, daß das Erben beim Mensch die Hauptsach ist", sagte lachend der Bauer; „oder ist sell aa gleich, ob man an festen, graden Körper erbt oder a pegglhafte Kripp (gebrechlichen Körper), an hellen, klaren Kopf oder an hohlen Kürbis? — Ha, gelt, jetzt seid's still!"

„Man nennt dich nicht umsonst den Hochg'sehdnen", neckte ihn der Arzt.

„Dös ist mir butten! Lieber laß i mir schon nachsagen, i bin stolz, als wenns heißen tät, ein armer Heiter. Selber probieren muß man's, was es heißt, ein eigenes Fleckl Erd zu haben, wo man kommandieren und schaffen kann. — Schaut außi!" rief er voll Begeisterung, und er zeigte auf die saftig grünen Wiesen und gelbwogenden Kornfelder, „mein ist das alles, so weit man sieht. — Wer Grund und Boden hat, dem g'hört a Stuck Welt! — Secht's den schönen Nußbaum da enten, den jahrhundertlang die Sonn hat aufpappeln müssen und der Regen gießen: wenn mir plötzlich einfallen, ihn umhauen zu lassen, wer kann mir's verwehren? — Und wenn i mitten in der schönsten Wies' an mächtiges Loch laß aufreißen oder an Steinhaufen hinwerfen, wer kann mir's verbieten?"

„Er hat nicht unrecht, der Hueber", sagten die drei Männer, „ein Bauer ist wirklich ein Freiherr im wahren Sinne des Wortes."

„Mehr wohl als die Stadler", lachte der Bauer, „wie oft hab i mir gedenkt, wenn i in der Stadt außen bin g'wesen: seid ös a so arme Hascher, eingekastelt in vier Mauern — und koan Zappler könnt's tun, daß nöt a Polizist dahinter ist."

„Und doch will heutzutage niemand ein Bauer sein", meinte der Beamte.

„Ja mei!" sagte der Hueber, „es geht halt alles auf der Welt auf- und abwärts. Es wird schon no amal die Zeit kommen, daß man racket wird um jede Handbreit Erd. Menschen gehn und kommen, Ansichten wechseln, Grundsätz können steigen und fallen, aber eins geht nie zu Grund: die Erd, die uns nähren muß. — Ihr is gleich, ob man sie verachtet oder liebkost — bearbeitet muß sie decht werden, von was tät man denn sonst leben, ha?"

„Ich denke, wir brechen auf", sagten die jungen Männer, „das Gewitter ist vorüber."

Sie bedankten sich noch für die Gastfreundschaft und fuhren heimzu.

Der Hueber steckte gemütlich sein Pfeifchen in Brand und lachte vor sich hin: „Hab i's ihnen wohl amal eini g'sagt den Hungerleidern ... Die wolln Herren sein! A Herr bin i auf meine fünfhundert Joch Grund!"

Es dauerte keine fünf Minuten dann kam der Jörg, der Steuereintreiber.

„Grüß di Gott, Jörg", sagte wohlgelaunt der Bauer, „kimmst schon wieder mit deine Freßzettel?"

„Muß i wohl, wenn du nie zahlst."

„In Gottsnam, hängst no alleweil mit der Steuer?" rief etwas ängstlich die Häuserin.

„Sell ist gleich, 's Aerar kann warten", lachte der Bauer, „trag du gscheiter dem Jörg an Wein auffer und a Stuck G'selcht's."

Der Gemeindediener setzte sich zum Tisch, kramte in seinen Papieren, legte eines derselben vor sich hin und kraute sich verlegen hinter den Ohren.

„Jetzt bin i schon 's drittemal da, Bauer, wenn du nöt bald zahlst, wird gepfändet."

„Sell wohl, ös Lotterteufel, ös habts nix mehr zu fressen, ha? I, der Hueber, werd enk wohl guet gnug sein! I kanns aa nöt grad bei die Pfoatenärmel außerschütteln, wenn's den großen Herren g'fällig ist. 's Geld geht wohl sonst überall außi, bald ist da eppes zu richten, bald dort, und die Dienstboten wollen alle an saggrischen Lohn."

„W'rum nimst dir grad die teuersten Leut, sov'l wie du zahlt kein Mensch."

„Guete Knecht und Dirnen wollen guet zahlt sein und mit lötzen kann man nicht machen."

„Und dann haltest sie auch viel zu guet," fuhr der Jörg fort, „i weiß es schon, grad in Schmalz schwimmen muß die Kost — i tat a bißl innheben, wirst sehen, du hausest dann glei leichter."

„Du willst mir's Hausen lernen?!" lachte spöttisch der Bauer, „fürcht di nur lei nöt, wegen die paar Steuerrückständ kommt der große Hueberhof no lang nöt ins Rutschen!"

„Eins zum andern", erwiderte hartnäckig der Gemeindediener. „Schau, Veit, i bin a Vetter und mein's gut mit dir. Wie i das letzte Mal bin da g'wesen, hast mi in Keller abig'führt. Schinken und Speckseiten verschimmeln da unten grad nach die Dutzend. Ganze Kübel voll Schmalz und Kasleib laßt dergossen (verderben), von der Schweinsfettn gor nöt zu reden, die du überhaupt nur nimmst zum Schuhschmieren. Wär nöt g'scheiter, du gebest die Sach her und machest sie zu Geld?"

„Jetzt is gnua!" schrie der Hueber entrüstet, „was meinst denn du, du Kleinpatzler?! Bei so einem wie bei dir kann sein, daß sie die Speckbröcklen zählen müssen, die sie in die Knödl einischneiden. Zelm schauet's traurig aus, wenn man bei so einem Hof wie bei dem meinigen müsset anfangen Speck und Schmalz hergeben und statt Butter Schweinfett'n fressen!"

„Daß du a Hochg'sehdner bist, sell weiß i lang schon", sagte der Jörg, „aber daß du auf dem ganz öbersten Goassteig gehst, das hätt i nöt g'meint. Mach nur so weiter, du Großg'wolgner du, es wird schon a Tag kommen, wo du kleiner wirst."

„Zu dir dir kimm i g'wiß nöt Supp lottern", spöttelte der Hueber, und er ging zur Tür hinaus.

Mit hastigen Schritten stieg er aufwärts seinem Walde zu.

Da begegnete ihm einer seiner Nachbarn.

„Veit, i kann nimmer länger beuten (warten)", sagte der Nachbar, „tust wie du willst, um Lorenzi mußt mir die Ochsen zahlen."

„Jetzt kimmt der Esel aa no", brummte der Hueber. „Wirst's wohl derwarten, bis i a Geld hab, i spring dir nöt davon."

„I muß es haben", drängte der andere, „was meinst denn, i hab aa Zahlungen zu leisten!"

„Ist dös a mieds Getu wegen die paar Hunderter; sobald i's hab, gib i dir's ja, und früher kann i dir's nöt geben."

„Du bist a dummer Mensch", sagte der Nachbar, „hängst in allen Ecken und Enden und weißt dir nöt zu helfen. Gib amal um etliche Tausend Holz her von deinem Berg, dann kimmst von aller Nörgelei davon."

„Jetzt bin i's nimmer! Gar den Wald soll i ausbacken lassen — dös fallet mir in alle Ewegteit nöt ein! Siehst sell nöt, daß der schöne, schlagbare Wald der Stolz und der Reichtum vom Hueberhof ist?!"

„Mit dir is nöt zu reden", brummte der Nachbar, und schlug einen Seitenweg ein.

Der Hueber ging einige Schritte vorwärts, blieb aber dann sinnend stehend. Die Rede des andern summte doch ein wenig in seinem Kopfe und eine innere Stimme sagte ihm: sie haben nicht unrecht, die Leute. wenn i Holz hergäbet, kommnet i von aller Not davon.

Mit stolzem Gefühl blickte er hinauf zu seinem schönen Walde.

„Ja, ja! Und gar keine Ahnung haben sie, die Leut, wieviel da Holz drinnen ist. Tschigg, tschagg! täten sie abhacken — wochen-, monatelang. Schwitt! sauset ein Stamm um den andern ins Tal, hundertweis' müßt man sie unten aufstapeln und die Leut laufeten z'sammen, sie anzuschauen; solche Haufen und solch schöne Larch!"

Mit Befriedigung schaute er um sich. „A Freud ist's und a Herrlichkeit ist's so a Wald. — Schau, wie der Wind rüttelt und schüttelt in die starken Zweig! Ha, denen bricht er kein Astl ab, die sein stark g'nung. — Lachen muß i, grad lachen: drei, vier Menschenalter hat die Sonn müssen im Langes linde Strahlen schicken, daß die zarten Trieb haben a feins Außenschliefen g'habt, und im Sommer heiß brennen, daß die Zweig sein fest worden, um den Herbstürmen Widerstand leisten zu können. Und im Winter hat sie der Schnee fein warm eingebettet . . . Alles für die Hueber! — Und jetzt, mei liebs Waldl, mach Reu und Leid, jetzt bin i da, i enker Herr, der mit einem einzigen Machtwörtl die ganze Herrlichkeit in Dreck wirft. — Was schauts mi so an? Meints epper, i tu's nöt? Freilich tu i's! I stich mir halt die Augen aus, daß i den gerubften Porzen (Hügel), nimmer zu sehen brauch, heb mir die Ohren zu, daß i das Krachen und Fallen nöt hör . . ."

Als etliche Tage nachher ein Holzhändler kam, warf ihn der Hueber ohne viel Federlesen zur Tür hinaus

„I hab gemeint, du willst aushacken lassen", sagte verwundert der Mann.

„Wieso, wer sagt dös?"

„Ja, i hab's halt g'hört."

„Dann wissen andere Leut mehr als i. Schau, daß außi findest, wo du herkommen bist, jetzt wird erst recht nöt ausg'hackt, justament nöt!"

So kam der Hueberhof auf die Gant.

Der letzte Tag, den der Hueber auf seiner Väter Erbe als Herr und Besitzer sein sollte, war angebrochen.

Als die Morgensuppe gegessen war, tuschelten die Dienstboten halblaut vor sich hin: „Heut werden wir nimmer viel tun."

Doch der Hueber schnitt ihnen mit einem kalten: „W'rum denn heut nöt, ist heut vielleicht a Feiertag?" die Rede ab. Keiner getraute sich zu mucksen und sie gingen schweigend an ihre Arbeit.

Er selbst schritt hinaus ins Freie. Zuerst in den Wald, auf die Aecker und Wiesen, in den Stall und die Scheune, dann in das Haus. In jeden Winkel lugte er hinein, und als er fertig war, glitt ein befriedigendes Lächeln über sein Gesicht.

„Teixel! die werden Augen machen, wenn sie sehen, wieviel Zeug und Sachen bei mir da sein. Ein Stück Vieh schöner als das andere; der Stadl g'strotzt voll von Heu und Korn. A ganze Kammer voll Woll, Loden und Tuch; Fleisch, Speck, Schmalz, Kas, Mehl, Mohn, Hönig, daß die Labenkammer und der Keller es völlig nimmer derschlindet: Herrdigatti! größern Triumphtag kann i mir gar keinen denken. Ganze Familien haben a Jahr lang zu fressen dran. Da sieht amal der ganze Ort was a Hueber ist."

Mit stolzen Hochgefühl schritt er bei der Versteigerung einher und lachte aus Leibeskräften, wenn die Leute sich herumstritten: „Schaut grad, daß ös alle eppes erwischt", sagte er.

Der Hof selbst ging außerordentlich billig ab. In Anbetracht, daß eine große Anzahlung zu leisten war, hatten nur wenig Kauflustige sich zu bieten getraut. —

Als der Ausrufer „zum dritten Mal" gesagt hatte, ging ein dumpfes Murmeln durch de Menge: „Teufel, der Hof ist g'schenkt; da ist ja 's Holz zweimal mehr wert."

„Ist ja recht," sagte der Hueber, „kann er leichter hausen." —

Dann schritt er mit der ruhigsten Miene der Welt auf den neuen Besitzer zu und sagte: „Tust mir recht gut schauen auf den Hof, gelt!"

Verwundert blickte ihm der ins Gesicht: „I kann di nöt begreifen, daß dir alles gleich ist."

„W'rum soll's mir denn nöt gleich sein? Der Hof steht ja noch auf dem alten Fleck und wird auch noch steh'n, wenn du von ihm gehst."

„Meinst, i bin aa aso dumm und hauf' auf?"

„Sell mein i nöt", sagte der Hueber, „i mein lei, daß du ihn halt aa nöt wirst mitnehmen können."

„Wenn's di schon nöt ansieht, das schöne Heimatle", sagte bissig ein altes Männlein, „dann tat i mi wenigstens schamen, daß das ganze Erbteil von die alten Hueber in andere Hand übergangen ist."

Da drehte sich der Mann um: „Mensch, du bist auf'n Holzweg, wenn du meinst, i hab nix mehr vom Erbe meiner Väter!" — und er streckte voll Selbstbewußtsein seine stramme Gestalt in die Höhe und zeigte die sehnigen Arme.

„Sell hast recht", sagten die Leute, „das größte Hueberische Erbteil nimmst mit dir, den Stolz."

— Ein Wunderkind. Besuch: „Kann denn der Kleine schon wacker rechnen?"

Vater: „Der? Ich sag' Ihnen, wenn der anfängt zu zählen, der hört Ihnen nicht eher auf, als bis er — drei gezählt hat".

— Ein Tierfreund. Frau: „Denke Dir, Mann, Deinen teuren Pelz haben die Motten gefressen."

Professor: „Na, wenn er ihnen nur geschmeckt hat".

— Wer hat recht? Schaffner: „Hier ist die Notleine gezogen worden!"

Fräulein (entrüstet auf einen ihr gegenübersitzenden Kadetten weisend): „Ja, dieser Herr hat mich küssen wollen!"

Kadett (weinerlich): „Im Gegenteil; sie mich ... ich habe die Notleine gezogen!"

Der Ueberbrettl-Mäzen.

Von Rudolf Hirschberg.

Zum 15. April stand für das Stadttheater zu Schminkenberg der Schluß der Winterspielzeit bevor, und die nach dem Beispiel des Aprilwetters und des Königs Klaudius im „Hamlet" mit einem nassen und einem heiteren Auge behaftete Frühlingsstimmung der Schauspieler hatte bereits ihren Einzug gehalten. Man war ja glücklich, die „unglaubliche Schmierenwirtschaft" dieses Winters nun bald hinter sich zu haben. Aber man war auch betrübt, nun nicht so bald wieder einen Gagetag feiern zu können. Denn selbst für diejenigen Mitglieder, denen das Glück eines Sommerengagements winkt, galt es vor dessen Beginn mindestens einige Wochen stiller Zeit zu überwinden, und nur wenige waren vom Schicksal so begünstigt, daß sie in dieser Zeit bei Muttern privatisieren konnten. Für die übrigen bedeutete der bevorstehende Privat-Zustand ganz wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt einen „beraubten", einen „leeren" Zustand. Was tun?

„Wir machen eine Ueberbrettltournee", schlug der Tenorbuffo einigen befreundeten Kollegen vor und fand sogleich begeisterte Zustimmung. Die Geschichte ereignete sich nämlich vor zehn Jahren, als die Ueberbrettelei noch den Reiz der Neuheit besaß und in den Kreisen des kunstbegeisterten Publikums noch ein vornehmeres Ansehen genoß, als heutzutage.

Der Tenor selbst war nicht nur des Singens, sondern auch des Guitarrespiels mächtig, außerdem ein gewandter Geschäftsmann und überdies mit der sentimentalen Liebhaberin verheiratet, die sich im Ehestand zu einem übermütigen Charakter entwickelt hatte, also sehr wohl als Diseuse zu verwenden war, und so gab dieses Ehepaar schon einen recht guten Mittelpunkt ab, um den sich ein kleines Ueberbrettl-Ensemble angenehm kristallisieren konnte.

Als Vertreterin des leichtfertigsten Genres wurde die Soubrette gewonnen, die schon von Berufswegen über einen Vorrat von Kouplets verfügte, während die „jugendlich Dramatische" als seriöse Liedersängerin das Banner des höheren Kunstinteresses entfalten sollte, so daß man nicht mit Gewerbesteuern und dergleichen belästigt werden konnte. Dem Kapellmeister wurden die Aufgaben des Klaviers und der „conference" anvertraut, und außerdem beteiligte sich noch der erste Held und Liebhaber, um mit seinem klangvollen, klassisch geschulten Organ nicht nur die beliebtesten Poesien der damals aufkommenden Ueberbrettldichter zu rezitieren, sondern dem Publikum auch einige boshafte Satieren zum besten zu geben, die er aus seiner eigenen poetischen Ader spritzte.

Diese sechs jungen Leute sahen nun dem 16. April, als dem Beginn ihrer Künstlerreise, mit den freudigsten Erwartungen entgegen, die sich allerdings nicht in ganz vollkommener Weise erfüllten. Denn wenn auch die niedrigeren Einnahmen des einen Abends durch glänzendere Erfolge des nächsten wieder ausgeglichen wurden, so hatten sie doch durch die täglichen Reisen und das teure Hotelleben viel höhere Kosten, als im Winterengagement. Immerhin verdienten sie im Durchschnitt so viel, als sie verbrauchten, und verlebten bei den bunten Abwechselungen dieser Künstlerfahrt so viel Lustiges, daß sich bei der Erinnerung daran noch heute ihre Mienen verklären, verschönen und verjüngen.

Besonders jener Abend von Poggenheim ist ihnen unvergessen geblieben. In dieser kleinen Stadt war gerade landwirtschaftliche Ausstellung und infolge dessen starker Verkehr der umwohnenden Gutsbesitzer, und das hatte die Künstlergesellschaft veranlaßt, ihre heitere Tätigkeit an dieser Stätte auf zwei Abende auszudehnen. Die Einnahmen waren auch so gut, wie noch nie auf der ganzen Tournee, und da der Wirt des Hotels zum „Hohenzollernturm", wo sie ihre heiteren Künstlerabende veranstalteten, ein kunstbegeisterter Herr war, der ihnen zu sehr billigen Preisen Obdach und Atzung gewährte, so stieg die vergnügte Stimmung der sechs Genossen bis zum Uebermut, und nach beendeter Vorstellung fanden sie sich an ihrem Tisch mit der Absicht zusammen, das wohlverdiente Abendbrot durch eine Bowle zu veredeln und nicht vor Morgengrauen schlafen zu gehen.

Es wurde aber noch vergnügter, als sie gedacht hatten. Es gesellte sich nämlich ein sonnengebräunter, allem Anschein nach landwirtschaftlicher Herr zu ihnen, der sich dem Kapellmeister als Paul Maiwald vorstellte und ihm seine herzliche Anerkennung für die Leistungen der Truppe aussprach. Er schien ihn für den Direktor eines reisenden Tingeltangels zu halten, und sagte, die „Mädels" wären sehr gut, der „Komiker" (er meinte den ersten Liebhaber) mache seine Sache großartig, und der „Spieler" (der Sänger zur Laute) sei famos. Ob er sich zu ihnen setzen und ein Glas Champagner mit ihnen trinken dürfe.

Der Kapellmeister überzeugte sich durch ein paar rasch ausgetauschte Blicke, daß die Kollegen ebenso wie er über die ländlich-naiven Kunsturteile dieses Herrn Maiwald entzückt waren, und daß sie nicht den übertriebenen Stolz besaßen, seine Einladung auszuschlagen. Der Herr setzte sich also zu ihnen und sagte, sie möchten die Sektmarke selbst auswählen. Da wählten sie Pommery, und nun begann unter der Leitung des Kapellmeisters eine immer steigende Fröhlichkeit.

Als nämlich der Mäzen von neuem versicherte, die „Mädchen" hätten alle drei ihr Ding brillant gemacht, da erwiderte der Kapellmeister mit ernster Miene: „Ja und das sind noch nicht einmal unsere besten Kräfte, das sind nur unsere Lehrmädchen. Ich erlaube ihnen nur ausnahmsweise, heute so lange aufzubleiben. Denn sie müssen früh sehr zeitig aufstehen und die Stube scheuern. Meine Frau ist viel tüchtiger. Sie ist 53 Jahre alt, sieht aber aus wie 26! Sie tritt im Trikot auf als Riesendame und hat ungeheure Kräfte. Vor acht Tagen hat sie in dem Lokal, wo wir auftraten, den Kellner halb tot geprügelt, weil er zu langsam servierte. Drum sitzt sie jetzt. Wir schreiben ihr dann eine Ansichtskarte ins Gefängnis. Es ist eine großartige Frau!"

Herr Maiwald hörte mit ernstem Gesicht zu, und die anderen hatten Mühe, bei diesem Mißbrauch seiner Leichtgläubigkeit ebenfalls ernst zu bleiben. Auf die interessierte Frage des Champagnerspenders, ob sie denn bei dem Geschäft hübsch verdienten, entgegnete der Kapellmeister mit bescheidenem Stolz: „O ja! Wir haben überall frei Essen, Trinken und Schlafen und bekommen von den Wirten pro Kopf 75 Pfennige. Anderwärts dürfen wir auch alle zwei Nummern mit dem Teller sammeln. Das besorgen gewöhnlich die Lehrmädchen hier. Hübsche Dinger, was? Da gibt oft einer zehn Pfennige statt fünf, und Kupfer nehmen wir überhaupt nicht an. Aber hier hat es die Polizei nicht erlaubt. Es ist ein ziemlicher Einnahmeausfall für uns! Nein, nein, bitte, lassen Sie stecken! Da es die Polizei verboten hat, nehmen wir kein bares Geld. Wir leiden ja auch keine Not. Wie gesagt, wir haben hier Essen und Trinken, und obgleich wir abends nur ein Recht auf ein Butterbrot ohne Belag haben, so will uns der Wirt, weil er eine gute Einnahme gehabt hat, heute Käse dazu geben!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Direktor!" versetzte der gutmütige Mäzen. „Das ist doch kein Essen für Sie. Lassen Sie sich, bitte, ein anständiges Souper servieren, für die Mädchen, den Komiker und den Spieler natürlich auch. Sie sollen auch einmal wissen, was gut schmeckt und bekömmlich ist."

Der Tenor stellte mit Hilfe des Oberkellners sogleich eine angenehme Speisenfolge zusammen und leistete dann erst dem Winken des ersten Liebhabers Folge, der ihn zu einer kurzen Aussprache bei Seite nahm: „Wir dürfen doch unserer Würde nicht so viel vergeben," sagte er, „uns von diesem Bauern in solcher Weise freihalten zu lassen. Das haben wir doch Gott sei Dank nicht nötig. Wir können uns einen guten Bissen auch selbst bezahlen."

„Eben weil wir es nicht nötig haben," versetzte der Tenor lachend, „eben weil es nur ein Scherz ist, brauchen wir uns der Sache nicht zu schämen. Es scheint übrigens ein recht begüterter Agrarier zu sein, dem es selbst Spaß macht. Also seien Sie mal auch kein Frosch und machen Sie ruhig mit."

Da beruhigte sich der erste Liebhaber in seinem künstlerischen Ehrgefühl und machte sogar mit dem Mäzen Brüderschaft. Als dieser jedoch auch mit den „Mädchen" Brüderschaft machen und Kuß und Handschlag tauschen wollte, da erhob der Kapellmeister mit den Worten Einspruch, die Lehrmädchen dürften das noch nicht. Er solle warten bis die Frau Direktor wieder aus dem Gefängnis käme. Sie sei trotz ihrer Dreiundfünfzig noch eine sehr schöne und temperamentvolle Frau, und er als Gatte habe bei einem so vornehmen Gönner durchaus nichts dagegen, wenn sie ihm einen Kuß gebe.

Das schien dem Gönner einzuleuchten, die Soubrette gab ihm aus Gutmütigkeit auch ohne Brüderschaft einen Kuß, und je unglaublichere Verulkung der Champagner spendende Agrarier sich gefallen ließ, offenbar ohne das mindeste zu merken, um so übermütiger wurden die Künstler, und einer um den anderen entfernte sich für kurze Zeit aus der Tafelrunde, um sich von dem übermächtigen Druck des mit Gewalt zurückgehaltenen Lachens zu befreien.

Als sich der Mäzen aber auch selbst einmal entfernt hatte, kam er einfach nicht wieder, und hatte auch die Rechnung nicht bezahlt, und am nächsten Morgen fragte ein Kriminalbeamter nach einem längst gesuchten Hochstapler. Die guten Einnahmen der beiden Tage im „Hohenzollernturm" würden nicht ausgereicht haben, die ganze Zeche zu bezahlen, wenn der Wirt nicht großmütiger Weise den Champagner zum Selbstkostenpreise gerechnet hätte. Wirklich ungehalten war über diese Wendung nur die seriöse Liedersängerin.